

A. Weber

LEBENDIGKEIT

Pädagogische Strahlwirkungen einer Poetik des Humanen

Ein Kind sagte: „Was ist das Gras?“ und pflückte es mir mit vollen Händen.

Wie kommt ich dem Kinde antworten? Ich weiß nicht besser, als das Kind, was es ist.

Walt Whitman, Gesang an mich selbst

Was ist das Ziel von Erziehung?

Das ist eine Frage, die sich sehr wenige Erziehende – Eltern wie Lehrer – regelmäßig stellen. In der pädagogischen Ausbildung findet das Nachdenken darüber allenfalls auf den Nebenkriegsschauplätzen statt: Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit dazu einmal in einem Oberseminar über Montessori-Pädagogik. Oder bei einer flüchtigen Diskussion in der Cafeteria. Aber die Fragen „Wozu tun wir etwas? Und wie kommen wir am besten zum Ziel?“ bleiben dennoch erstaunlich unreflektiert, erstaunlich vor allem angesichts der großen und dramatischen Umbruchszeit, in der unsere Zivilisation steckt.

In Wahrheit setzt jede Pädagogik eine Anthropologie voraus; jeder Plan für Erziehung eine Idee vom Menschen. Und jede Idee vom Menschen ist um eine Vorstellung davon herumgebaut, was es heißt, am Leben zu sein. Auch wenn wir uns seit Jahrhunderten hartnäckig bemühen, die großen Fragen auszuklammern und durch die Untersuchung von Elementarteilchen zu ersetzen, sie stehen sich immer wieder durch die Hintertür herein. Und das heißt in unserem Fall: Es kann keine Pädagogik geben, ohne dass wir uns darüber Gedanken machen, was wir unter unserer Lebendigkeit verstehen.

Unsere Lebendigkeit ist der blinde Fleck unserer Kultur

Viele drängenden Probleme unserer Kultur – also gewissermaßen die existenzielle Krise des Planeten – lassen sich auf einen Punkt zurückführen: Wir betrachten die Welt unter der Perspektive des Toten. In allen Disziplinen der Wissenschaft, in Biologie, Ökonomie, aber auch Politik und Bildung gilt immer noch, dass die Wirklichkeit ein kybernetischer Zusammenhang von unbelebten kleinsten Bausteinen ist, und dass wir diese Wirklichkeit verbessern können, indem wir diesen Zusammenhang analysieren, auf seine Elemente reduzieren, zerlegen und mit Hilfe technischer und ökonomischer Verfahren verbessern.

Diese Perspektive bestimmt auch die Schule. Kinder lernen eben gerade nicht „fürs Leben“, sondern sie erfahren sich selbst und ihre eigene Lebendigkeit als Störfaktoren einer Welt der

Verdinglichung und Verzweckung. Diese Haltung reicht bis tief in die Reformpädagogik hinein: In der heute immer stärker gewünschten Naturerfahrung etwa, offiziell „BNE“ (Bildung für nachhaltige Entwicklung), werden die Kinder als „kleine Wissenschaftler“ verstanden, deren Spiel sich für eine effizientere Vermittlung unseres rationalen Weltsystems nutzen lässt.

Aber gerade heute beginnen jene wissenschaftlichen Disziplinen, die am stärksten an der Abschaffung eines Weltempfindens mitgewirkt haben, welches die ursprüngliche menschliche Erfahrung immer schon kennzeichnet, das Phänomen der Lebendigkeit der Welt auf ihren verschiedenen Ebenen wieder zu entdecken. Sie beginnen zu begreifen, dass nur unter der Perspektive, die Welt als grundsätzlich lebendig zu begreifen – und nicht als letztlich „tote Materie“ – eine Lösung alter Fragen möglich und teilweise sogar ganz einfach wird.

Das Bild, das die Wissenschaft auf diese Weise von der Wirklichkeit zeichnet, ist das eines zutiefst poetischen und empfindsamen Universums, eines Universums, in dem die menschlichen Subjekte nicht von den anderen Organismen getrennt sind, sondern gemeinsam ein Netz des Lebens bilden, das „Fleisch der Welt“, das sich vielleicht am besten im künstlerischen Ausdruck erfassen lässt, als ein schöpferisches Spiel. Auf diese Weise erhält jede Pädagogik eine ganz neue Perspektive, weil auch sie nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie die Lebendigkeit der Kinder – und ihrer Bezugspersonen – steigert.

Wir brauchen keine Pädagogik

Wir müssen danach suchen, wie Lebendigkeit eigentlich gedacht – aber eben auch mit allen Sinnen ausgekostet – werden könnte. Etwa so: Ein fühlender Körper unter anderen fühlenden Körpern zu sein, ein Körper, der wachsen, sich entfalten, der geben und empfangen, der frei und verbunden sein möchte, der eine Identität als verantwortliches Individuum und als anerkannter Teil eines großen Ganzen mit dessen gemeinsamen Geschichte gleichermaßen anstrebt.

Lebendig zu sein heißt, dieses schöpferische und nach Existenz begehrende Universum im Brennpunkt einer schicksalhaften Individualität noch einmal zu entfalten, es zu spiegeln und ihm zu antworten. Es heißt, diese Antwort auf die gleiche Weise zu geben, wie alles sich verwirklicht, nämlich als Poesie: Das Ganze in einem beliebig kleinen Fragment, schöpferisch, spielerisch, kooperierend und konkurrierend, immer neu und doch in der Verbindung zu den uralten und universellen Bedürfnissen lebender Wesen, die nur gemeinsam miteinander existieren können.

Erziehung müsste demnach vor allem dem Ziel folgen, diese dem Sein eigene Lebendigkeit nicht zu behindern. Das stellt jede pädagogische Agenda auf den Kopf: Nicht länger wäre Erziehung nötig, um die „natürlich vorhandenen“ schädlichen oder egoistischen Tendenzen unseres wilden Erbes in uns auszuschalten und durch die kulturellen Regeln von Kooperativität und Zähmheit zu ersetzen. Sondern vielmehr hieße gute Erziehung, Wildheit zuzulassen, weil diese in sich selbst

eine gesunde Vorstellung davon mitbringt, was ausgewogene Bedürfnisse sind. Weil in ihrem Erfahrungsraum Fühlen nicht ausgeschaltet ist und somit Lebendigkeit direkt spürbar bleibt. Das ist auch die pädagogische Grundidee Alice Millers: Ein jedes Kind in seiner Lebendigkeit bedingungslos annehmen und Grenzen einzig dort setzen, wo die eigene Lebendigkeit oder die der Umwelt geschmälert wird.

Die Aufgabe der Pädagogik läge demnach darin, vermittelnd bei der größten Paradoxie unserer Existenz zu wirken: dem Umstand nämlich, dass wir das Bedürfnis haben, gleichermaßen ganz autonom zu sein und ganz zugehörig. Die je nachdem gelungene oder missratene Mediation zwischen den Bedürfnissen nach Verbundenheit und denen nach Unabhängigkeit stellt den Grundkonflikt dar, der sich durch unsere Seelen zieht. Das intensive Empfinden von Lebendigkeit hingegen bezeugt den gelungenen Ausgleich für einen kurzen Moment im Verlauf der Zeit.

Für eine Anthropologie des Scheiterns

Letztlich aber lässt sich Scheitern niemals vermeiden, ja, Scheitern ist in allen großen Unternehmungen immer schon als eine künftige Unausweichlichkeit inbegriffen. Eine Pädagogik der Lebendigkeit ist also eine, welche nicht gegen das Scheitern wappnen will, sondern welche die Freiheit lässt, damit zu spielen, nicht anders als ein Ökosystem mit seinem Scheitern spielt, indem es eine Katastrophe in einen neuen Zustand transformiert.

Diese Einstellung kann freilich keine konkreten Bildungsziele formulieren. Sie ist frei. Sie ist offen, auch darum, weil jedes feste Ziel die fruchtbaren Momente des Scheiterns auslöschen müsste. Sie vermag entsprechend auch nicht „dem Staat“ oder „der Wirtschaft“ die dort gewünschten reibungslos funktionierenden Wirtschaftsteilnehmer zu liefern. Sie ist offen wie die Naturgeschichte, in der sich aus einer unendlichen Verkettung prekärer Lebensentwürfe und existentieller Problematiken das Wunder der lebenden Vielfalt gebildet hat. Offen wie ein im Entstehen begriffenes Kunstwerk, das mit knappen Mitteln ein Problem nicht löst, sondern darauf mit Schönheit antwortet. Sie produziert im besten Fall Individuen, die ein natürliches Bedürfnis haben, mit ihrer Lebendigkeit andere anzustecken.

Kinder sind *von selbst wachsende Kunstwerke und ihre Künstler zugleich*. Sie bräuchten darum einen Künstler als Inspirator, einen Menschen, der *ihre Begeisterung* und ihre schöpferischen Impulse bewundert. Jemanden, der sich für Lebendigkeit begeistert. Jemanden, den das Erreichen von Zielen überhaupt nicht interessiert, der aber einen Blick für den Glanz in den Augen derjenigen hat, die wirklich unterwegs sind. Jemanden, der Lebendigkeit begrüßt, ohne auf Regeln zu achten, und Freiheit nur einschränkt, wenn sie die Lebendigkeit eines anderen zu beschneiden droht. Und *lebendig* gemacht zu werden, heißt sein zu dürfen wie man ist, gesehen werden wie man ist, und in diesem Gesehensein geliebt zu sein.

Weiterführende Literatur zu diesem Thema von Andreas Weber:

- (2007): *Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften*. Berlin: Berlin-Verlag.
- (2010): „Lasst uns raus. Kinder lieben und brauchen die Natur“. *GEO* 8.
- (2010): „The Book of Desire: Towards a Biological Poetics“. *Biosemiotics* 4. Jg., Nr. 2, 2011, S. 149 – 170
- (2011): *Mehr Matsch. Kinder brauchen Natur*. Berlin: Ullstein-Verlag.
- (2013): *Enlivenment. Towards a fundamental shift in the concepts of nature, culture and politics*. Verlag der Heinrich-Böll-Stiftung. Erscheint am 23. Mai 2013.
- (2013): *Das Quatsch-Matsch-Buch*. München: Kösel-Verlag. Erscheint am 28. Juli 2013.